

Auch in Bezug auf das „Deutsche an sich“. Es gilt hier nicht minder, was Günter ganz allgemein im Vorwort seiner Kulturgeschichte sagt: „Die deutsche Art meisterte das Fremdtum doch immer wieder so, daß das Unverträgliche ausgeschieden und das Verwandte deutsch wurde.“ Von einer „Überfremdung“ kann auch hinsichtlich der deutschen Frau, soweit wenigstens die Arbeit der Kirche in Frage kommt, im Ernst nicht die Rede sein. Gewiß waren sich diese deutschen Frauen der Rasse und Rassenwerte nicht reflex bewußt wie heute — überstarke Reflexion auf einen Wert ist immer ein Zeichen, daß dieser Wert im Niedergang begriffen ist —, aber sie haben aus der unbekümmerten Fülle ihres ebenso deutschen wie christlichen Wesens heraus gedacht und gefühlt, gewirkt und gebetet, kurz sie haben in ihrem Wesen jenes innige Zusammen von Deutschtum und Christentum dargelebt, das ebenso das Kennzeichen des deutschen Mittelalters wie der Ruhm der mittelalterlichen Kirche bleibt.

Arische Züge im Antlitz Indiens

Alfons Vöth S. J.

Rassen der verschiedensten Farben und Veranlagungen haben sich in Indien gemischt. Das Ergebnis ist ein Volkskörper, der eine Unmenge von Typen umfaßt, vom negerähnlichen Dschungelbewohner mit Steinzeitkultur durch alle Schattierungen hindurch bis zum aristokratischen Brahmanen. In jeder Stadt und jedem Dorf wohnen grundverschiedene Gruppen neben- und untereinander, die sich innerlich völlig fremd gegenüberstehen, aber im Leben ganz aufeinander angewiesen sind, weil die Berufe sich in den einzelnen Mischformen vererben.

In den höheren, hellfarbigen Gruppen bis weit in die Mitte des Volksganzen hinein entdeckt der Europäer unschwer seine eigenen Züge. Auch auf allen Gebieten des geistigen und künstlerischen Schaffens dieses uralten Kulturvolkes findet er vieles, was ihn anspricht und ihm verwandt erscheint. Der stammverwandte Arier hat zum Aufbau des Volkes und seiner Kultur einen wesentlichen Anteil beigetragen.

Die Bezeichnung Arier, „die Edlen“, hatte sich der östliche Zweig der indogermanischen Völker in grauester Vorzeit als Ehrennamen beigelegt. Im 3. oder zu Beginn des 2. vorchristlichen Jahrtausends lösten sich die Indoarier von den Iranern los, wanderten über die Pässe des Hindukusch ins Indusgebiet und besiedelten das subtropische fruchtbare Land bis zur Jamma, indem sie die frühere Bevölkerung, die Dasas oder Dasyus (die „Knechte“ oder „Dämonen“) verdrängten, ausrotteten oder versklavten. Das Leben des fast rassenreinen arischen Volkes spiegelt sich in der vor dem Jahre 1000 abgeschlossenen Liedersammlung des Rigveda getreu wider.

In die drei Stände der Priester (Brahmanen), der Fürsten und Berufskrieger (Kshatriyas) und des freien Volkes (Vaishyas) gegliedert, lebten die Arier in Dörfern, jeder Stamm unter einem erblichen König, dem

Führer im Kampf und Richter seiner Untertanen. Wichtige Angelegenheiten wurden der Volksversammlung aller Freien vorgelegt. Das Familienleben war gesund. Es herrschte als Regel die unauflösliche Einehe. Die Gattin und Mutter stand in Ehren. Durch Gottesurteil wurde die Schuld oder Unschuld festgestellt, Tötung durch Wergeld gesühnt. Zu großen kriegerischen Unternehmungen zog das ganze Volk ins Feld. Die Vornehmen fochten auf Streitwagen. Im Frieden erfreute sich der Adel am Wagenrennen und an der Jagd auf den mähenlosen Löwen. Leidenschaftlich konnten die Edlen sich dem Würfelspiel hingeben. Das ganze Volk ergötzte sich an Musik und Tanz und am Vortrag der Barden, die von den alten Helden sangen. Das urwüchsige, kriegerische Hirten- und Bauernvolk erinnert mit seinen einfachen, noch rohen Sitten an die homerischen Achaier und die alten Germanen.

Ebenso glichen diese indischen Arier in ihrem religiösen Leben den aus Homer bekannten Hellenen und in vielem den Germanen. Gleich ihren westlichen Vettern verehrten sie in der frühesten Zeit den Himmelsgott oder Himmelsvater, Dyaus oder Dyauspita (Zeus, Jupiter, Ziu). An seine Stelle tritt später Varuna, gleich Zeus Hüter der kosmischen und sittlichen Ordnung. Doch steigt bald Indra, der Donner- und Schlachtengott, zur höchsten Stelle empor. Er trägt Züge des germanischen Donar wie auch des Wotan. Die Götter und die wenigen Göttinnen, wie Erde (Prithivi) und Morgenröte (Ushas), sind meist edle und menschenfreundliche Wesen. Die Natur ist belebt mit guten Geistern, Nymphen und Nixen, denen sich aber auch schon übelwollende Dämonen zugesellen. In religiösen Gesängen erfleht der Arier von den Göttern irdische Güter: große Viehherden, Regen für die Felder, Sieg mit reicher Beute, Kindersegen und langes Leben. Das Familienhaupt vollzieht mit der Gattin die täglichen Hausopfer. Brahmanen leiten die größeren Opferhandlungen des Fürsten und des Stammes. Im Kampf erwirken sie durch Gebete und Zaubersprüche den Sieg der Waffen. Ein bevorzugter Brahmane, der Purohita, ist Hauspriester und Ratgeber des Königs. Die Toten wurden in der ersten Zeit begraben, später verbrannt, aber ihre Asche in der Erde beigesetzt. Die Guten erfreuen sich im Totenreich des Yama.

Vom Fünfstromland, wo das arische Volk nur wenig fremdes Blut in sich aufgenommen hatte, drangen einzelne Stämme in die dichtbevölkerten Landschaften nach Osten und Süden vor. Wegen ihrer zahlenmäßigen Schwäche vermochten sich die Eroberer in ihren drei Ständen hier nicht mehr rein zu erhalten. Das gewöhnliche freie Volk verschmolz mit den alten Bewohnern zu einer Mischrasse, so daß sogar der Name Vaishyas seine Bedeutung verliert und der Name Shudras, die verachtende Bezeichnung für die frühere Bevölkerung, auf diese Mischrasse ausgedehnt wird. Je nach dem Verhältnis der Mischung entsteht eine Unzahl von neuen Rassentypen. Der arische Einschlag wird immer schwächer, wie wir weiter südlich und östlich wandern, um sich im äußersten Süden und Osten der Halbinsel fast ganz zu verlieren. Die einzelnen Rassentypen schließen sich gegen niedrigere Gruppen ab und bilden Kasten. In ihrem

Bereich entstehen die Berufsgruppen als neue Kasten. Da Zwischenheiraten mit der Zeit seltener und schließlich kastengesetzlich verboten werden, vererben sich die Rassenmerkmale. So fließt noch erkennbar arisches Blut in den höheren Kasten des gemeinen Volkes Nord- und Mittelindiens. Die helle Farbe allein ist indes kein untrügliches Zeichen. Im Nordwesten beispielsweise, in der Heimat des rigvedischen Volkes, haben sich vor dem mohammedanischen Einbruch über ein Jahrtausend hindurch neben den verwandten Iraniern hellfarbige innerasiatische Völker — Parther, Skythen, Hunnen, Türken und Mongolen — mit der alten arischen Bevölkerung gemischt. In den hellfarbigen Menschen des Fünfstromlandes, Rajputanas und Sinds hat sich sicher altarisches Blut erhalten, aber das nichtarische aus Innerasien dürfte überwiegen.

Mehr als das gemeine Volk war der kriegerische Adel aus Standesstolz von Anfang an auf die Reinerhaltung seines Blutes bedacht. Es ist ihm nirgendwo ganz gelungen, am wenigsten im fernen Osten und Süden. Dazu fanden nichtarische Geschlechter Aufnahme in den Fürsten- und Kriegerstand. Namentlich im Nordwesten nannten sich die Häuptlinge der Völkerschaften aus Innerasien stolz Kshatriyas und Rajputs („Fürstensöhne“), führten ihren Stammbaum auf einen Helden der arischen Vorzeit zurück und erkämpften sich die Gleichberechtigung mit den edelsten altindischen Geschlechtern. So fließt sicher noch viel arisches Blut in den späteren Fürstenfamilien und Kriegerkasten, aber es ist stark mit nichtarischem gemischt.

Dem Brahmanenstand ist es am frühesten gelungen, fremde Volksbestandteile fernzuhalten. Im Süden und fernsten Osten hat wohl viel urindisches und dravidisches Blut Aufnahme gefunden. Aber in Nord- und Mittelindien entwickelte sich bald ein starkes Kastenbewußtsein, und das Kastengesetz schützte vor weiterer Mischung. Die Nachkommen aus Verbindungen mit Frauen niederen Standes wurden aus den Brahmanenkasten ausgeschlossen. Die Rassenmerkmale vererbten sich und prägten sich infolge natürlicher Zuchtwahl stetig schärfer aus. So trägt das Brahmanentum in Nord- und Mittelindien ganz deutlich die Züge der arischen Rasse.

Ein überlegenes Menschentum tritt uns im Brahmanen Nord- und Mittelindiens entgegen. Die anfängliche geringe Beimischung von dravidischem Blut hat ihm genützt, und die kastengesetzlich vorgeschriebene geordnete Lebensweise und Pflanzenkost durch die Jahrhunderte hindurch veredelnd gewirkt. Diese Brahmanen gehören zu den begabtesten Menschenklassen der Welt und heben sich schon äußerlich durch ihre schlanke Gestalt und edlen Gesichtszüge vorteilhaft von ihrer Umgebung ab.

Die Brahmanen waren in den zwei Jahrtausenden vor dem Einfall der Mohammedaner die Hauptträger der Kultur, die sich auf allen Gebieten zu geistigen und künstlerischen Hochleistungen erhob. Neben den Brahmanen hat auch der Kriegerstand im ersten Jahrtausend, als sein arischer Charakter noch klar hervortrat, sich schöpferisch betätigt. So verrät das gesamte indische Kulturschaffen des Zeitraums arischen Geist. Es erinnert an die Kultur der Hellenen, zeigt aber doch eine ausgeprägte

Sonderart. Die Brahmanen und Kshatriyas lebten ja inmitten einer vorwiegend nichtarischen Mischbevölkerung und in der indischen Natur, wo hochragende Gebirge und fruchtbare Ebenen, glühende Sandwüste und schwüles Urwalddickicht, üppiges Wachstum und plötzliches Sterben miteinander abwechseln.

Es überrascht die Fruchtbarkeit und Vielseitigkeit des indischen Geistes, dem weder Schärfe und Tiefe noch künstlerische Schöpferkraft mangelt. Wie die Hellenen das europäische, sind die Inder das asiatische Volk der Denker, Dichter und Künstler. Doch verbindet sich unter dem Einfluß der Umwelt mit dem Großen und Edlen das Kleinliche und Häßliche. Der hellenischen Maßhaltung, Ordnung und Klarheit im Gedanken und Ausdruck gegenüber erhält in Indien die ungebändigte Phantasie freien Lauf, und alles Kulturschaffen erweckt den Eindruck tropischer Überfülle und Verworrenheit. Die Erzeugnisse des Geistes und die Kunst gleichen dem schwülen, undurchdringlichen Urwald. Doch ragen die Baumriesen des Hochwaldes über ihn empor; er wird unterbrochen durch wunderbare Lichtungen, und aus dem Gestrüpp leuchten die lieblichsten Blumen. Überall offenbart sich arisches Wesen, aber es tritt vor uns in übertriebener Fülle und mit starker Überwucherung.

Am reinsten und glänzendsten hat sich die heilige Sprache der Arier in ihrer indischen Umwelt entwickelt. Sanskrit ist durch seinen Reichtum und seine Formvollendung die Königin der indogermanischen Sprachen geworden. Es ist eine Schöpfung der Brahmanen und spiegelt die Majestät des Himalaya und die Fülle der Natur wider.

Echt arischer Geist weht uns aus den Heldendichtungen entgegen. Sie sind das Werk des alten arischen Kriegerstandes. Das ursprüngliche Mahabharata ist eine indische Ilias. Die Gestalten der edlen Krieger und Frauen verkörpern Rittersinn, Gatten- und Freundestreue, Redlichkeit und Frömmigkeit. Der Sieg des Rechts ist der leitende Gedanke. Das Epos gleicht ferner dem Nibelungenlied, namentlich darin, daß ein ganzes Heldenzeitalter untergeht. Auch das ursprüngliche Ramayana mit seinen Hauptgestalten, dem frommen König Rama und seiner treuen Gattin Sita, mit seiner Verherrlichung der Ritterlichkeit, ehelichen Treue und Familienliebe, trägt deutlich arische Grundzüge. Es gleicht der Odyssee und offenbart ein tiefes Gemüt, ein Erbteil der indogermanischen Rasse. Erst im Verlauf der späteren Jahrhunderte wird das Mahabharata durch Einschaltung von Götterlegenden, Sprüchen, Fabeln und sittlichen Unterweisungen ins Ungeheure erweitert und zu einer Enzyklopädie des religiösen Wissens ausgebaut, und ins Ramayana werden Affen und Dämonen als Träger der Handlung eingeführt. Hier zeigt sich der Einfluß der Natur und der nichtarischen Umwelt.

Während es außer allem Zweifel steht, daß in den schönsten und kräftigsten Partien der epischen Dichtungen arisches Wesen sich durchgesetzt hat, liegt dies bei andern Hochleistungen weniger klar vor Augen. Es läßt sich aber folgern, daß das aus der Tropenfülle und Verworrenheit hervortretende Hohe und Edle wesentlich auf Rechnung des arischen Einflusses im Volk zu setzen ist. Denn es ist dem Geistesgut der Hellenen

verwandt, und Entsprechendes scheint sich in der gesamten Kulturwelt, die von indogermanischem Einfluß freiblieb, nicht zu finden.

Im „Goldenen Zeitalter Indiens“, während der Gupta Herrschaft, entfaltet sich die lyrische, epische und dramatische Dichtung zur Hochblüte. Der bedeutendste Dichter der Zeit, Kalidasa (um 400 n. Chr.), ist weltberühmt geworden. Den Einfluß der Umwelt verrät die Überladung mit schmückendem Beiwerk, das Zurücktreten der Handlung gegenüber der Naturschilderung und Stimmungsmalerei, die schwüle, sinnliche Atmosphäre, die uns aus den Dichtungen entgegenweht. Das indische Drama hat mit dem griechischen, aber unabhängig von ihm, die Verwendung des Chores gemein. Daß Kalidasas Drama „Shakuntala“ Herder, Goethe und Schiller entzückte und sein lyrisches Werk „Meghaduta“ Goethe und Alexander von Humboldt mit Bewunderung erfüllte, und beide Werke nebst andern Dichtungen der Zeit im Westen so viel Anklang fanden, wird wohl daraus zu erklären sein, daß sie verwandtem Geiste entsprangen.

In der Spruch-, Fabel- und Märchendichtung wird das indische Volk von keinem andern übertroffen. Der Fabelschatz der Inder und Hellenen zeigt viel Übereinstimmung. Manches war vielleicht schon Urbesitz der indogermanischen Völker. Unabhängig voneinander haben dann Hellenen und Inder weitergedichtet. Der indische Fabeldichter hat es verstanden, sich der natürlichen und menschlichen Umwelt anzupassen, so daß sich das höfische und bürgerliche Leben getreu widerspiegelt. Die gleiche Begabung in Indien und Griechenland läßt auf völkische Verwandtschaft schließen. In der Märchendichtung ist der Inder allen andern überlegen. Hier fallen die Schranken zwischen der irdischen und überirdischen Welt, indem Götter, Menschen, Tiere und Pflanzen miteinander wie mit ihresgleichen verkehren und sich ineinander verwandeln. Der Gedanke ist dem Inder aus dem Seelenwanderungsglauben heraus ganz geläufig; doch scheint die Vorliebe für das Märchen allen indogermanischen Völkern eigentümlich.

Am wenigsten vermochte sich das Arische in der Religion zu behaupten. Die bodenwüchsigen Erd- und Muttergottheiten, Geister und Dämonen, Fetische, heiligen Tiere, und hier nicht immer die edelsten (man denke an die Affen und Schlangen), finden in verwirrender Zahl Aufnahme in den Hinduismus, zu dem die rigvedische Religion schließlich entartete. Der alte Sturmgott Rudra wird durch Verschmelzung mit urindischen und dravidischen Gottheiten und Dämonen zum vielgestaltigen, wesentlich unarischen Shiva. Urindisch oder dravidisch ist der Gedanke, die göttliche Kraft (Shakti) dem Gott als Gemahlin zuzugesellen. Eine ganz unarische häßliche Figur ist Shivas Kraft, die blutdürstige Kali. Darum wird auch das Götterpaar Shiva-Kali vor allem in Bengalen und Südindien, wo der arische Einschlag gering ist, verehrt, Kali durch blutige Opfer, ursprünglich sogar durch Menschenopfer. Doch ist Vishnu, ein arischer Sonnengott, der viele Züge Indras übernahm, in der Hauptsache eine edle Gestalt geblieben, obwohl auch er dravidische Einflüsse nicht ganz abwehren

konnte. Ihm gleicht seine Kraft, die anmutige Lakshmi. Unter den Formen von Rama und Krishna hat Vishnu große Volkstümlichkeit erlangt. Beide sind arische Gestalten, Rama ein alter König von Ayodhya, Krishna ein Held und Weisheitslehrer, mit dem sich indes ein lüsterner Hirtengott verband. Wir verstehen, warum Vishnu, Rama und Krishna vor allem in den stark arisch beeinflussten Volksgruppen zu Ehren gekommen sind.

Der religiöse Gedanke durchdringt das gesamte Schrifttum, und so geht alle arische Kraft und Schönheit in der wirren religiösen Vorstellungswelt allmählich fast ganz verloren. Schon in den späteren Vedas und in den Brahmanas läßt sich unter der Überwucherung nur noch wenig arischer Geist entdecken. Er behauptet sich besser in der Heldendichtung und in den Meisterwerken der Guptazeit. In den „Alten Legenden“ (Puranas) tritt er unter dem Wust der Göttersagen nur noch gelegentlich zum Vorschein, um in den Tantras, die Kali verherrlichen, ganz zu verschwinden.

Auf nichtarische Einflüsse, wahrscheinlich auf urindische animistische Vorstellungen, dürfte der Seelenwanderungsglaube zurückzuführen sein, der um die Mitte des ersten vorchristlichen Jahrtausends Gemeingut der indischen Denker wird. Danach wandert die von einem feinstofflichen Leib umgebene Seele nach dem Tod in ein anderes Lebewesen, einen Gott, einen Menschen höherer oder niederer Kaste, ein reines oder unreines Tier, eine Pflanze. Das Karma, die Summe der guten und bösen Taten beim Abschluß des vergangenen Lebens, prägt sich der feinstofflichen Hülle ein und bestimmt nach Art eines Naturgesetzes das neue Dasein. Der verhängnisvolle Seelenwanderungs- und Karmagedanke wird in alle metaphysischen Lehrsysteme eingebaut. In den bedeutenderen dieser theologisch-philosophischen Lehrgebäude glauben wir den Gegensatz zwischen der arischen und nichtarischen Gedankenwelt ziemlich deutlich feststellen zu können.

Völlig unarisch seinem Wesen nach ist der Buddhismus, ursprünglich nichts anderes als ein System der Ethik. Buddha selbst mag dem Kshatriya-Adel entstammt sein. Aber er lebte in einer nur schwach vom Ariertum durchsäuerten Umwelt. Unarisch ist die Leugnung jeglichen substantiellen Seins, also auch des Göttlichen, ferner die Aufhebung der Standesunterschiede in der Gemeinde, die pessimistische Auffassung vom Leben als dem größten Leid und von der Auflösung des individuellen Seins als dem einzigen Ziel des menschlichen Strebens. Der Arier ist doch stets gottgläubig und von starkem Lebenswillen erfüllt. Es ist bezeichnend, daß ein nichtarischer Fürst, Ashoka, dem Buddhismus zeitweilig zum Sieg verhalf, und daß die buddhistische Religion, als dem Besten im indischen Wesen fremd, schließlich aus Indien verdrängt wurde.

Der Buddhismus fußt auf der Gedankenwelt des Samkhya, das dem Stoff vor den Seelen den Vorrang im Sein gibt und das Göttliche leugnet. Man neigt der Ansicht zu, daß diese Vorstellungen dem dravidischen Geist des östlichen Indiens entsprangen.

Vom Samkhya und Buddhismus scheidet sich wie von der Nacht der Tag die Gedankenwelt des Vedanta. Das Geistig-Göttliche ist das Ursprüngliche, das Einzige, dem wahre Wirklichkeit zukommt. Es ist die Grundanschauung der Brahmanen und der alten Kshatriyas und findet sich schon in den aus diesen Kreisen stammenden ältesten Upanishads ausgesprochen. Spätere Denker, Brahmanen Südindiens, als die bedeutendsten Shankara (um 800) und Ramanuja (um 1100), haben einen hohen Gottesbegriff herausgearbeitet. Da ihnen aber der Gedanke einer Erschaffung aus dem Nichts völlig fremd blieb, mußte der Versuch am Ende scheitern. Das Ergebnis konnte nur ein Theopanismus sein, der das Göttliche sich zur Welt entfalten läßt; und der schärfste der beiden Denker sah sich gezwungen, um die Reinheit seines Gottesbegriffs nicht zu trüben, die Wirklichkeit der stofflichen Welt und die Seelenvielheit ganz zu leugnen, indem er sie als Täuschung (Maya) und die Seele als völlig eins mit dem göttlichen Wesen erklärte. Shankaras Weiterklärung hat Ähnlichkeit mit Platons Ideenlehre. Noch heute bekennen sich die Intellektuellen Indiens, also vor allem die Brahmanen, zur Weltanschauung des Vedanta, ohne indes mit Shankara die äußersten Folgerungen zu ziehen.

Ist arischer Einschlag auch in der Kunst Indiens bemerkbar? Wir scheiden hier naturgemäß die iranische und hellenistische Kunst aus, die in den Jahrhunderten vor und nach Christus im Nordwesten blühte und auch die Kunst Innerindiens weithin beeinflusste; desgleichen die landfremde mohammedanische Kunst. Es handelt sich hier nur um die bodenständige Baukunst und Bildnerei. Nur sehr wenige Kunstwerke aus der Zeit vor dem Jahre 1000 sind von den bilderstürmenden Mohammedanern verschont geblieben. Später war die Religion, der die Kunst diente, zum Hinduismus herabgesunken. So überwuchert in der Baukunst das indisch-tropische, fratzenhafte und tierische Beiwerk in steigendem Maße den Gedanken an die Gottheit, zu deren Ehre der Bau errichtet ist. Die Hauptsache am Tempel ist nicht das Götterbild, nicht der gottesdienstliche Raum, nicht der Bau als Ganzes, sondern die in die Augen fallende äußere Ausschmückung, und hier offenbart sich die zügellose Phantasie des Hindus. Doch erwecken die ältesten erhaltenen Tempel des indo-arischen Stils aus den Jahren 800—1200 einen günstigeren Eindruck. Der über dem Götterschrein emporstrebende wuchtige Turm mutet von ferne an wie der reichgegliederte Turm eines gotischen Domes.

Den alten Inder trieb es in die Ferne. In Hinterindien und auf Indonisien gründeten indische Adelsgeschlechter Staaten, deren kulturelle Blüte in vielem die des Mutterlandes übertraf. Die buddhistischen und hinduistischen Bauten und Bildwerke erregen noch heute das Staunen der Welt. Man wird lebhaft an die Kolonialgründungen der Hellenen erinnert. Die ersten Kolonisatoren waren vielleicht Dravidas. Aber der Höhepunkt der Unternehmungen fällt in die Zeit vom 8. bis zum 13. Jahrhundert, als sich die arische Kultur und weithin auch das arische Volkstum im Mutterland durchgesetzt hatte. Die amtliche Sprache in Hinterindien ist Sanskrit,

und das Kulturleben atmet arischen Geist. So dürfen wir annehmen, daß sich der bekannte Ausdehnungsdrang der indogermanischen Völker in diesen großen überseeischen Leistungen der Inder offenbart.

In gesellschaftlicher und staatlicher Beziehung beobachten wir in Indien seit alters die Kaste als Staat im Staate, die Beständigkeit der demokratisch verwalteten Dorfschaften unter allen politischen Umwälzungen, die Kleinstaaterie, die nur eine überragende Persönlichkeit vorübergehend, eine kräftige Dynastie oder eine Fremdmacht auf längere Zeit überwinden konnte. Indien unterscheidet sich hier deutlich von den Monarchien des Altertums am Euphrat und Nil und gleicht den Hellenen und Germanen. Angeborene indogermanische Neigungen dürften die Ähnlichkeit zum großen Teil erklären. Doch lassen sich hier wie dort auch örtliche Ursachen anführen; für Indien beispielsweise die Rassen- und Kulturgegensätze, die eine gesellschaftliche und politische Zersplitterung begünstigten.

Es hat einen eigenen Reiz, die Geschichte der Indoarier, dieses in die tropische Welt versetzten indogermanischen Volkes, zu verfolgen. Sie haben dem Volksbild ihre Züge, den Werken des Geistes ihren Stempel aufgeprägt und unter dem Einfluß der Natur und der älteren Volksteile eine einzigartige, Hohes und Niederes vereinende Kultur geschaffen. So erklärt sich die Begeisterung der europäischen Gelehrtenwelt, als sich vor hundert Jahren Indiens Kultur mehr und mehr zu erschließen begann.

Seit tausend Jahren erscheint der arische Geist in Indien fast erstorben. Nur da und dort bricht er durch, wie beispielsweise im gottbegnadeten Dichter Tulsi Das (1532—1624), der ein neues Ramayana, ein Meisterwerk der Dichtung, schuf. Der Islam hat lähmend gewirkt und der Hinduismus das Edle und Erhabene erstickt. Unter der Herrschaft dieser Religion ist ein neuer Kulturfrühling nicht mehr zu erwarten. Nur eine Vermählung indischen und europäischen Geistes läßt eine Neubelebung erhoffen. Sie ist in vollem Gang. Es sind gerade die Brahmanen, die sie suchen. Was also an arischem Wesen in Indien noch weiterlebt, erweist sich am besten befähigt, Europa zu verstehen. Die neue Baukunst, die die Paläste von Kalkutta, Bombay und Neu-Delhi aufführte, ist eine Tochter dieses Bundes. Man ringt gegenwärtig um eine neue politische Ordnung. Ein Rabindranath Tagore kann als Kind der Verbindung gelten, weshalb auch der Westen seine Dichtungen zu würdigen versteht. Aber in ihm offenbaren sich auch die Hindernisse eines glücklichen und fruchtbaren Bundes. Er ist im Grundirrtum des Vedanta befangen, und er kann sich nicht befreien vom Banne des Hinduismus¹.

¹ In meinem demnächst erscheinenden Buche „Die Inder“ (Bd. 28 der „Geschichte der führenden Völker“, Verlag Herder) wird im Rahmen der politischen Geschichte die Entwicklung der Religion, Kultur und Kunst Indiens durch die Jahrtausende im Zusammenhang vorgeführt.